

Liebe Leserin, lieber Leser!

Alles, was ich tue, ist in einem gewissen Sinne Lehren“, äußerte Leonard Bernstein einmal in einem Interview. Der Amerikaner war der geborene Musikvermittler. Nicht nur als Dirigent, Komponist und Pianist, sondern auch musikpädagogisch ließ er das Publikum teilhaben an seinen Ideen, Analysen und Emotionen: Seine TV-Serien „Konzert für junge Leute“ und „Omnibus“ wurden in den USA zu Institutionen, und auch die Tradition der Konzerteinführung hat Bernstein wesentlich mitgeprägt. Bereits in den 1950er-Jahren plauderte er in zwangloser Atmosphäre (bei Probenkonzerten durften die New Yorker Philharmoniker ohne Frack spielen) über Werke und erklärte sie anschaulich am Klavier.

Manches davon ist inzwischen auch bei uns längst Usus, doch reicht das? In einer immer vielfältigeren Gesellschaft, in der das Internet zunehmend wichtiger wird, erreichen bewährte Konzertformen und traditionelle Vermittlungsangebote große Teile der Bevölkerung nicht mehr – mit der Folge, dass das Publikum im Durchschnitt immer älter wird. Doch wie begeistert man jüngere Menschen für klassische Musik, die medial vornehmlich durch Netflix, YouTube & Co. geprägt werden?

Eva Blaskwitz hat sich in der Szene umgehört und hat teils vielversprechende Ansätze ausfindig gemacht (S. 14). Das Spektrum reicht von halbstündigen „Lunch-“ oder „After-Work-Konzerten“, die flexiblen Arbeitszeitmodellen und kürzeren Aufmerksamkeitsspannen Rechnung tragen, über atmosphärisch reizvolle neue Aufführungsorte und ausgefeilte Lichtregie bis hin zu Präsentationsformen, bei denen das Publikum im Raum umhergeht oder tanzt. So wie beim Stegreif Orchester, das – sofern möglich – die Bestuhlung aus Sälen entfernen lässt und aus Originalkompositionen, Bearbeitungen und Improvisationen genreübergreifende Programme entwickelt, die sich mit gesellschaftlichen Fragen wie Nachhaltigkeit auseinandersetzen (S. 24). Mit dem Ziel, Nähe zu erzeugen zur Lebenswirklichkeit jüngerer Generationen. Ideen, die in ähnlicher Form übrigens auch im Jazz aufgegriffen werden (S. 87).



Immer mehr Opernhäuser experimentieren zudem mit „Augmented Reality“ (AR) wie jüngst die Bayreuther Festspiele beim „Parsifal“. Digitalbrillen sollen helfen, altgewohnte Grenzen zu überschreiten und dem Publikum Zugang zu einer „erweiterten Realität“ zu ebnet. Über ihre Erfahrungen bei einer Aufführung von Korngolds „Die Tote Stadt“ in Düsseldorf berichtet Sabine Weber (S. 20).

Auch wenn noch nicht jede neue Idee ausgereift erscheint – das klassische Konzert fit zu machen für die Zukunft, ist dringend geboten. Wenn immer größere Teile der Bevölkerung sich ausgeschlossen fühlen, werden irgendwann die beachtlichen öffentlichen Subventionen politisch kaum noch zu rechtfertigen sein. Modernisierung des Konzertlebens darf jedoch nicht bedeuten, dass man Bewährtes abschafft: Was für ein entsetzlicher Verlust, wenn es keine traditionellen Sinfoniekonzerte mehr gäbe! Für gut zwei Stunden emotional und geistig völlig einzutauchen in der Welt der Meisterwerke, diese Erlebnisse möchte ich niemals missen. Und ich bin mir sicher, dass es Ihnen ähnlich geht,

Ihr

Andreas Kunz